

Objektyp: **Advertising**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **50 (1924)**

Heft 45

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mich, wie ich am leichtesten in das Haus gelangen könnte. Das Fenster der einen Seite schien mir nicht fest geschlossen zu sein und war von Efeu dicht umrankt. Dort war es offenbar für mich das Beste. Ich schritt vorsichtig zwischen den Bäumen vorwärts nach der Rückseite des Hauses weiter. Ein Hund bellte und zerrte an seiner Kette, aber ich blieb stehen, bis er sich wieder beruhigt hatte; dann stahl ich mich weiter bis zu dem Fenster, welches ich gewählt hatte.

Die Leute auf dem Lande sind von einer erstaunlichen Sorglosigkeit; besonders an Orten, welche von großen Städten weit abliegen, denkt niemand an die Möglichkeit eines Einbruchsdiebstahls. Das nenne ich einen Armen in große Versuchung führen, wenn er, ohne an Uebles zu denken, seine Hand an eine Türklinke legt und die Türe angelweit offen findet. In diesem Falle war es wohl nicht so schlimm, aber das Fenster war bloß zugeklingt, und ich konnte es mit einem Drucke meiner Messer Klinge öffnen. Es war ein Fenster mit Flügeln. Ich schob dieselben vor mir zurück und stieg in ein Zimmer.

„Guten Abend, mein Herr! Sie sind willkommen!“ sagte da eine Stimme.

Ich bin in meinem Leben schon oft erschrocken, aber noch nie war ich so sassunglos wie diesmal. Da stand in der Türöffnung, im Bereiche meiner Hand, eine Frau mit einem brennenden Wachslicht. Sie war von hohem, schlankem Wuchse und hatte ein schönes, blaßes, wie aus Lichtem Marmor geschnittenes Gesicht und nachtschwarze Augen und Haare. Sie trug ein weißes Nachtkleid, welches ihr bis zu den Füßen herabfiel, und dieses Kleid und das Gesicht ließen mich glauben, daß ich einen Geist vor mir hätte. Meine Knie schlotterten, und ich mußte mich an dem Fensterflügel halten, um nicht umzufallen. Wenn mir nicht die Kräfte versagt hätten, wäre ich umgekehrt und davon-gelaufen, aber ich konnte nur stillstehen und sie anblicken. Sie brachte mich bald wieder zur Besinnung.

„Fürchten Sie sich nicht“, sagte sie, und das waren seltsame Worte, welche die Herrin des Hauses an einen Einbrecher richtete. „Ich sah Sie bereits von den Fenstern meines Schlafzimmers aus, als Sie sich zwischen jenen Bäumen verbargen, und so schlüpfte ich die Treppe herunter, denn ich hörte Sie an jenem Fenster. Ich hätte es Ihnen geöffnet, wenn Sie etwas gewartet hätten, aber Sie taten es selbst, als ich eben dazukam.“

Ich hielt noch immer das lange Dolchmesser in der Hand, mit welchem ich das Fenster geöffnet hatte. Auch war ich nicht rastert und sah scheußlich aus, da ich mich schon seit einer Woche auf den Landstraßen herumgetrieben hatte. Nur wenige Leute hätten mir, selbst am Tage, allein gegenüberstehen mögen, aber dieses Weib hätte mich nicht mit einladenderen Blicken ansehen können, wenn ich ihr Liebster gewesen wäre, den sie erwartete. Sie faßte mich am Ärmel und zog mich in das Innere des Zimmers.

„Was soll das heißen, gnädige Frau? Versuchen Sie es ja nicht, mir einen üblen Streich zu spielen“, sagte ich in rauhem Tone,

und ich kann rauh sein, wenn ich will. „Wehe Ihnen, wenn Sie mir einen Streich spielen“, fügte ich hinzu, indem ich ihr mein Messer zeigte.

„Ich will Ihnen keinen Streich spielen“, antwortete sie. „Im Gegenteil, ich bin Ihre Freundin und will Ihnen behilflich sein.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber das kann ich kaum glauben“, sagte ich. „Warum sollten Sie mir helfen?“

„Ich habe meine Gründe dazu.“ Und dann rief sie plötzlich mit weit aufgerissenen dunklen Augen in ihrem blaßen Gesichte: „Weil ich ihn hasse, hasse, hasse. Jetzt verstehen Sie, warum.“

Ich erinnerte mich dessen, was mir der Gastwirt erzählt hatte und — verstand. Ich sah ihr ins Gesicht und erkannte, daß ich ihr trauen durfte. Sie wollte sich an ihrem Gatten rächen, ihn am Schwersten treffen — an seiner Tasche. Sie haßte ihn so sehr, daß sie sich sogar dazu erniedrigte, einen Dieb ins Vertrauen zu ziehen, und sollte es sie sogar das Leben kosten. Ich hatte auch schon manchmal Leute gehaßt, doch wußte ich erst jetzt, was Haß war, als ich das Antlitz dieser Frau beim Scheine des Wachslichtes betrachtete. „Werden Sie mir jetzt trauen?“ fragte sie, indem sie mir den Arm liebevoll streichelte.

„Ja, gnädigste Lady.“

„Kennen Sie mich denn?“

„Ich kann mir wohl denken, wer Sie sind.“

„Wahrlich, meine Leiden bilden den Gesprächsstoff für die ganze Umgebung. Aber kümmert er sich denn darum? Er kümmert sich nur um eine einzige Sache in der Welt, und die können Sie ihm heute Nacht wegnehmen. Haben Sie einen Sack?“

„Nein, Mylady.“

„Schließen Sie den Fensterladen hinter sich. Dann kann niemand das Licht sehen. Sie sind hier ganz sicher. Alle Diener schlafen in dem andern Flügel des Hauses. Ich kann Ihnen zeigen, wo die wertvollsten Münzen sind. Da Sie nicht alles fortzuschaffen können, müssen Sie das Beste davon nehmen.“

Das Zimmer, in welchem ich mich befand, war lang und niedrig und seine polierte Holzwände waren mit vielen Teppichen und Häuten verhangen. Hier und da standen kleine Kästen, die Wände waren mit Lanzen, Schwertern und Papageien geschmückt und noch mit anderen Sachen bedeckt, wie man solche in den Museen findet. Auch seltsame Gewänder aus den Ländern der Wilden hingen da umher, und die Lady suchte aus all diesen Sachen einen großen ledernen Sack heraus, den sie für mich von der Wand nahm.

„Dieser Schlafsack wird gut sein“, sagte sie.

„Kommen Sie jetzt mit mir, ich werde Ihnen zeigen, wo die Münzen liegen.“

Es erschien mir wie ein Traum, daß diese große weißgekleidete Dame, die Frau des Hauses, mir in ihrem eigenen Hause Diebes-helferdienste leisten wollte. Ich hätte bei diesem Gedanken laut aufschreien mögen, aber auf dem blaßen Gesichte lag etwas, das meinem Lachen Einhalt gebot und mich ernst und gelassen machte. Sie schwebte vor mir her wie ein Geist, mit dem grünen Wachslicht in der Hand, und ich folgte ihr mit meinem Sack

bis wir an die Türe des Münzkabinetts gelangten. Diese war wohl versperrt, aber der Schlüssel stak im Schlosse, und wir traten ein.

Das Zimmer, in welches wir gelangten, war klein und hatte gestickte Wandbehänge mit Bildern, welche Tierjagden darstellten, und in dem flackernden Schein des Wachslichts hätte ich geschworen, daß Hunde und Rosse wirklich die Wände entlang liefen. Der Raum enthielt sonst nur eine Reihe von Kästen aus Nußholz mit Bronzeverzierungen. Oben waren Glastafeln und unter diesen sah ich die langen Reihen der Goldmünzen liegen, von denen einige tellergroß und einen halben Zoll dick waren. Alle lagen auf rotem Samt und gleißten und schimmerten in der Dunkelheit. Es zuckte mir schon in den Fingern, mich daranzumachen und ich ließ mein Messer unter die Sperrklinke eines der Kästen gleiten, um sie aufzubrechen.

„Warten Sie einen Augenblick“, sagte sie, indem sie ihre Hand auf meinen Arm legte. „Sie haben etwas Besseres zu tun.“

„Ich bin ganz zufrieden, Madame“, erwiderte ich. „Ich danke Ihrer Lordschaft für Ihre gütige Hilfe.“

„Es gibt Besseres für Sie“, wiederholte sie. „Wären nicht Goldsouverains von größerem Nutzen für Sie?“

„Oh, ja, das ist das Allerbeste“, sagte ich.

„Gut“, sagte sie, „er schläft gerade über uns. Nur eine Treppe zu steigen. Dort steht eine Zinnfasserette unter seinem Bett, welche soviel Geld enthält, daß Sie diesen Sack damit anfüllen können.“

„Wie kann ich aber dazu gelangen, ohne daß er wach wird?“

„Was tut es, wenn er erwacht?“ Dabei sah sie mich starr an. „Sie können ihn am Schreien verhindern.“

„Nein, nein, Madame, ich will nichts davon haben.“

„Wie Sie wollen“, sagte sie. „Nach Ihrem Aussehen hielt ich Sie für einen entschlossenen Mann, doch sehe ich jetzt, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe. Wenn Sie sich vor einem alten Manne fürchten, dann können Sie natürlich auch nicht das Gold unter dessen Bett haben. Sie müssen selbst am besten wissen, was Sie zu tun haben, aber ich glaube, Sie sollten es lieber mit einem andern Handwerk versuchen.“

„Ich will nicht mein Gewissen mit einem Mord beschweren.“

„Sie können ihn überwältigen, ohne ihm ein Leid anzutun. Ich habe nicht von Mord zu interessieren, als er anfang (der Teufel gesprochen. Das Geld liegt unter dem Bett. Aber, wenn Sie weichherzig sind, dann ist es besser, sie lassen Ihre Hand davon.“

Indem sie mich so verspottete und zugleich an das gemünzte Geld erinnerte, hatte sie mich wirklich dazu gebracht, daß ich ihr gehorchte und oben mein Glück versuchte. Aber ich las in ihren Augen, als sie meinen Seelenkampf verfolgte, einen solchen Ausdruck von Arglist und Bosheit, daß mir klar wurde, daß sie mich zum Werkzeug ihrer Rache machen und mir keine andere Wahl lassen wollte, als entweder dem Greise Gewalt anzutun, oder von ihm festgenommen zu werden. Plötz-